



Predigt von Pfr. Roland Diethelm

4. September 2011

Ökumenischer Gottesdienst am Fluss

Predigttext aus Neh 2,11-20

Und ich kam nach Jerusalem. Und als ich drei Tage dort war, machte ich mich nachts auf, ich mit einigen wenigen Männern, ohne einem Menschen verraten zu haben, was mein Gott mir ins Herz legte, für Jerusalem zu tun. Und kein Tier war bei mir ausser dem Tier, auf dem ich ritt. Und in der Nacht ging ich hinaus durch das Tal-Tor, bis vor die Schakal-Quelle und zum Mist-Tor hin, wobei ich die Mauern Jerusalems prüfte, die niedergerissen waren, und seine Tore, die vom Feuer verzehrt waren. Und ich ging hinüber zum Quell-Tor und zum Königsteich, und es gab keinen Raum zum Durchkommen für das Tier, auf dem ich ritt. So stieg ich bei Nacht das Bachtal hinauf und prüfte die Mauer; dann ging ich wieder durch das Tal-Tor hinein und kehrte zurück.

Die Vorsteher aber wussten nicht, wohin ich gegangen war und was ich tat: Bis dahin hatte ich den Judäern und den Priestern und den Edlen und den Vorstehern und den Übrigen, die an dem Werk mitarbeiten sollten, nichts mitgeteilt. Da sagte ich zu ihnen: Ihr seht das Elend, in dem wir uns befinden: dass Jerusalem verwüstet ist und seine Tore im Feuer verbrannt sind. Kommt, lasst uns die Mauer Jerusalems wieder aufbauen, dann sind wir nicht länger ein Anlass für Gespött. Und ich berichtete ihnen, wie gut die Hand meines Gottes über mir war, und ich berichtete auch von den Worten, die der König mir gesagt hatte. Und sie sagten: Wir werden uns aufmachen und bauen! Und sie stärkten ihre Hände zum guten Werk.

Aber Sanballat, der Choroniter, und Tobija, der ammonitische Amtsträger, und Geschem, der Araber, hörten davon und spotteten über uns und verachteten uns und sagten: Was soll das werden, was ihr da tut? Wollt ihr euch gegen den König auflehnen? Da antwortete ich ihnen und sagte zu ihnen: Der Gott des Himmels, er wird es für uns gelingen lassen! Und wir, seine Diener, werden uns aufmachen und bauen; ihr aber habt weder Anteil noch Anrecht noch Erinnerung in Jerusalem!

Schwester Adelia und ich waren mutig, als wir uns an dieses Buch Nehemia gewagt haben: sich auf das Bild der Mauer einzulassen - und dann noch in der Öffentlichkeit, draussen, ausserhalb der Kirchenmauern, über die Mauer und die Stadt zu sprechen, nachzudenken! 40 Jahre Mauer war vor kurzem, am 13. August, in Berlin gefeiert worden, als Gedenktag, als Tag der Betroffenheit über die Geschichte, die ein Volk durch

eine Mauer zerrissen hat und Hunderte von Toten und von schlimmen Schicksalen provozierte.

Nordkorea und Südkorea sind heute noch durch eine Mauer aus Draht und Minen und aus Hass und Angst voneinander getrennt. Und in Jerusalem ist ja heute die Mauer auch nicht gerade ein Prachtstück, weder für die eine noch für die andere Seite, und kein Zeichen des Friedens.

„Nehemia“ und sein Mauerbau könnten gut als Waffe gebraucht werden und so wird es heute in manchen Kreisen, die sich christlich nennen, bis heute auch gehalten: Nehemia und Esra sind dann so etwas sektiererische Leute, wenn man sie so verstehen will, fällt das leicht. Sie bauen ein abgeschlossenes Jerusalem wieder auf, rüsten es mit einer Mauer aus, die es abschliesst von der feindlichen Umwelt. Von einer Umwelt, von der man sich absondert und unterscheidet.

Aber die beiden Gestalten so zu verstehen, sie als Waffe zu gebrauchen gegen die „draussen“, verzerrt sie und ihr Anliegen. Eine Mauer besteht nie nur aus einem Schutzwall, der absondert, sondern immer auch aus Toren, durch die ein Kommen und Gehen möglich ist. Nehemia betrachtet ja in seiner nächtlichen Exkursion vor allem auch diese Tore und versucht mit seinem Reittier hinein und hinaus zu kommen.

Die Mauer verschafft der Stadt eine Grenze: Bis hierhin! Und sie verschafft ihr Tore: Hier hinein! Wäre die Stadt ein Mensch, würden wir sagen: das verschafft ihm Identität. Gestehen wir es den beiden einmal zu, dass sie sich genau darum bemüht haben: um die Identität ihres Volkes, ihrer Stadt.

Nehemia und Esra, von denen wir hier hören, sind ja auch ganz wichtig für das, was das Judentum geworden ist. Und so, wie es heute ist, wurde es eigentlich durch Esra und Nehemia vor 2'550 Jahren gebildet. Es geht sehr stark auf diese beiden Männer zurück, die dem mosaischen Glauben eine Nation gebildet haben dürften. Und es trägt diese beiden Züge: die Besonderheit des Zugehörens und die Weltoffenheit seiner Geisteshaltung. Beides lässt sich leicht karikieren, ebenso wie fundamentalistische Leute Nehemia zu einer christlichen Karikatur machen und als Waffe zur Absonderung von der Welt brauchen können. Aber ich glaube, dass beides – und dass die Spannung aus Besonderheit und Weltoffenheit zum Judentum gehören und es eigentlich viel mehr ausmachen als nur das eine oder das andere.

Was ist die Mauer also? Identität sagten wir. Wall und Tor. Besonderheit und Weltoffenheit, Zugehen auf den anderen und Zugehörigkeit zu einer Gruppe von Menschen.

Haben wir etwas zu sagen dazu, wie hier gebaut wird? Haben Sie etwas zu sagen, wie Zürich wächst? Ich glaube, eine Antwort darauf können wir in unserer Geschichte, in der Geschichte des Judentums und unseres christlichen Glaubens finden. Auch etwas Mut, da Einfluss zu nehmen, werden wir finden. Bei Nehemia handelt es sich ja nicht um eine „blutte“ Mauer, sozusagen, einfach um ein Bauwerk, sondern um einen Sym-

bolbau: Warum beschaut er in einsamer, nächtlicher Stunde die Mauer? Warum ist es ihm so wichtig, dass diese Stadt nicht einfach so mauerlos und ausgefranst daliegt?

Nehemia und Esra haben *ein* grosses Ziel: Sie wollen ein heiliges Volk aufbauen. Sie wollen diesem Volk die Gesetze Gottes wieder geben und sagen: „Schaut, hier, für euch alle gilt dieses Gesetz. Es gibt bei euch nicht oben und unten und weniger wichtig und wichtiger, nicht da drinnen und mit privaten Wachleuten geschützte Häuser, und die, die so am Rande liegen und ab und zu überfallen werden, sondern um euch ein Schutz, und innerhalb von diesem Schutz sind alle gleich gut geschützt.“

Dieses Gesetz, das im mosaischen Gesetz den Kultus, den Schabbat und auch eine Regelung für die religiöse Reinheit des Volkes brachte, über das wir heute vielleicht anders denken, dieses Gesetz wollte in erster Linie das Volk heiligen, und das hiess: Oben und unten, innen und aussen, gleich machen, alle sind geschützt, denn alle sind drinnen. So, wie es das Judentum heute noch in seinem Laubhüttenfest feiert: alle wohnen in Hütten und erinnern an die ideale Zeit, als das Volk noch auf Wanderschaft war und nach dem Gesetz Gottes lebte und nicht nach den Gesetzen des Marktes. Und so, wie es das hier im Alten Testament mit dem Schuldenerlass aus Anlass dieses Mauerbaus kennt: alle Schulden aller Schuldner werden auf null gesetzt und die Verschuldeten und in Schuldhaft Gefallenen und deren Kinder und Kindeskinde können nochmals anfangen. Oder modern gesagt: eine Gesellschaft mit echter Chancengleichheit!

Dafür muss die Grenze definiert sein und die Stadt gesichert: um die Chancengleichheit einer Gesellschaft möglich zu machen. Mit Mauer und Tor wird die eigene Identität als Stadt, als Gesellschaft gebaut. Manche nennen diese Identität „Heimat“.

Natürlich kann Heimat, kann Mauerbau zur Waffe werden. Aber gibt es nicht auch ein positives Heimatgefühl, ohne das unter uns keine Gesellschaft gerecht werden kann? Braucht Zürich nicht Grenzen, nicht um sich abzuschotten, sondern um zu sagen: Die, die hier drin leben, die haben gewisse Bedingungen, die für alle gleich sein sollen. Was hält uns zusammen? Können Sie das anders beantworten, als indem Sie wenigstens eine Vorstellung von dem haben, was Zürich umfasst, was uns zusammen hält?

Ja, welches Heimatgefühl wird heute gebaut? Das, denke ich, ist die grosse Frage, die wir uns zu stellen haben.

Die Kirche hat an diesem Heimatgefühl viele Jahrhunderte mitgebaut. Hier in Zürich kennen wir alle die Gründungslegende mit der Martyriumsgeschichte von Felix und Regula, dort um das Grossmünster und die Wasserkirche, ums Fraumünster, um die Orte der Römer wurde diese Gründungslegende mit kirchlichen Bauten bestückt, gebaut. Dort wurde Zürich gegründet, dort wurde die Gemeinschaft gegründet, auf die die Stadt bis heute mit ihrem Siegel verweist. Als christliche Stadt auf dem Berg an der Limmat. Heute die Altstadt oder einfach immer noch „die Stadt“.

Später hat die Kirche die Filialen, die Dörfer um Zürich herum, gegründet. Auch Wipkingen hier war so ein Weiler, ein kleines Dorf, das vor den Stadttoren Zürichs entstanden ist und mit einem alten kleinen Kirchlein versehen wurde, hier, wo die Hardbrücke heute herunterkommt, an diesem Unort stand ja bis um 1905 die alte Kirche, die dann dem Verkehr weichen musste und abgerissen wurde. Welches Zeichen!

Auch dies hat die Stadt gebaut, und die Kirche hat mitgebaut. Es gab die anderen heiligen Orte in dieser Stadt, wie St. Martin auf dem Berg, damals in der Wildnis mit seinen Bären und Wölfen, heute auf dem edlen Zürichberg, St. Martin, dem Eremiten, der sich zurückzog aus der Stadt, um in der Gesellschaft der wilden Tiere auf das Geheimnis des Lebens zu kommen, das er in der Stadt nicht mehr finden konnte.

Vor über 100 Jahren hat sich hier die erste und grösste Grossstadt der Schweiz gebildet, haben sich die umliegenden Orte mit der Altstadt vereinigt zur grössten Stadt der Schweiz. Und das sind wir seither geblieben. Zürich hat sich mit Zinnen am Rand dieser Stadt bewehrt. Die Zinnen der Grossstadt von 1893, mit der Kreuzkirche und der Kirche auf der Bürgliterrasse, der Kirche Enge - dort wurde sogar jemand enteignet, damit man dort eine Kirche bauen konnte – die Bühlkirche in Wiedikon auf dem Bühlhügel und nicht zuletzt auch die Kirche hier oben auf dem Waidberg, auf der Aussichtsterrasse damals, mitten im Grün. Diese Zinnen der neuen Grossstadt hat auch die Kirche gebaut und mitgemacht am Selbstverständnis dieser Stadt: Wir sind die grösste in der Schweiz! Und um uns herum stand das, was unser Glaube ist. Der, an dem wir hängen und an den wir glauben. Der wacht um diese Stadt herum und über diese vielen Menschen hier.

Später wurden in den neuen Quartieren, in den Wohnquartieren, in Albisrieden, im Sihlfeld, auf dem Milchbuck, grosse und wichtige Kirchen gebaut, aber auch wieder hier in Wipkingen, im Lettenquartier, mitten im Quartier eine Kirche, die genauso aussieht wie die Häuser darum herum, die Stube des Quartiers sozusagen. Wohnen und Glauben hat geleitet an diesem Bauwerk.

Und heute? Wenn Sie heute auf die Stadt schauen: Wo wird heute gebaut, und wo wird heute christlich gebaut? Da fällt Ihnen wahrscheinlich zuerst einmal nichts ein. Aber da irren Sie sich. Zwar wurden seit 30 Jahren keine sichtbaren Kirchen mehr gebaut, aber unsichtbare! Im Hauptbahnhof drinnen, im Einkaufsviertel Sihlcity, in den Stadtspitälern, im Unispital, sind Kapellen entstanden, reine Innenräume, von aussen unsichtbar – die einen Innenraum finden. Ja, die Kirche hat sich ins Innere zurückgezogen, sie ist nicht mehr so mutig, aber es gibt sie noch.

Wir gehen heute raus, hier an den Fluss, mitten dorthin, wo heute gebaut wird und fragen: Welches Heimatgefühl wird hier gebaut? Welche Heimat wird Zürich in 20 und 30 Jahren mit seinen Bauten fördern und stützen?

Bauen wir so, wie es ein Musiker einmal sagte, als man ihn fragte, warum er die Brandenburgischen Konzerte von Johann Sebastian Bach so schnell spiele, viel schneller als alle anderen. Er antwortete: „Weil ich es kann!“

Bauen wir so hoch und so, wie wir bauen, weil wir es können? Oder weil wir es wollen? Welche Idee steht dahinter? Welche Zeichen setzen wir? Welche Haltung drücken wir aus?

Schulhäuser sind neben den Kirchen etwas vom Wichtigsten in den letzten 100 Jahren gewesen. Schauen Sie, ich unterrichte in einem Schulhaus, das als Töchterschule gegründet wurde, die Hohe Promenade. Auch damals hätte man das Geld für etwas anderes ausgeben können. Aber man setzte sich mit den Architekten ein Denkmal für die Töchterschule, direkt neben die Altstadt, prominent auf der Hohen Promenade. Vor einigen Jahren baute man im wilden Norden von Zürich das Leutschenbach-Schulhaus, angefeindet als viel zu teures Objekt. Aber man setzt damit ein Zeichen: Bildung, die Schule, das ist das Wichtigste. Sie ist uns so wichtig, dass es darauf nicht ankommt, ob es etwas mehr oder weniger kostet als es vielleicht im Minimum hätte kosten können. Wir bauen so viel Teures, aber eine Schule wollen wir uns nicht leisten?

Ich möchte uns dazu ermutigen, hier weiter zu machen. Nicht andere bauen zu lassen, sondern uns für das einzusetzen, was wichtig ist. Ich sehe drei Dinge, die vielleicht wichtig sind für die Zukunft: **das Menschenmass, das Miteinander und die Erinnerung ans Scheitern.**

Ich glaube, das sind Punkte, die die Kirche hier einbringen muss, die katholische und die reformierte Kirche als ein Teil Zürichs: **Menschenmass**, dass wir das Mass nicht verlieren, und der Mensch das Mass des Bauens ist. Und nicht einfach bauen, „weil wir es können“.

Das **Miteinander**, so wie es der Schriftsteller Peter Bichsel gesagt hat: „Heimat ist für mich ‚d’Lüüt““. Die Menschen, die ich kenne, das ist meine Heimat. Wo begegnen sie sich? Wo begegne ich ihnen? Das macht das Heimatgefühl.

Wo haben wir unsere Plätze, wo sich die Menschen begegnen können? Wenn wir das verfolgen, sieht unsere Stadt in 30 Jahren auch wieder anders aus als die Seite hier neben uns links oben [der „Wipkingerplatz“ und das Ende der Hardbrücke].

Und das dritte, und vielleicht das Unverzichtbarste, warum Christen und Christinnen sich einsetzen sollten: die **Erinnerung ans Scheitern**. Eine Stadt besteht nicht nur aus dem Triumph des Bauens, sondern daraus, dass wir Menschen im Laufe unseres Lebens einige Male scheitern, dass wir Menschen als Gemeinschaft scheitern können, dass wir nicht nur Kriege verloren haben in unserer Geschichte, oder die Pest knapp überstanden, sondern, dass wir auch heute Fehler machen, falsche Entwicklungen unterstützt haben, und daran scheitern und noch einmal neu anfangen sollen. Das sollte in

einer Stadt auch Platz haben! Die Erinnerung ans Sterben, an die Krankheit, ans Scheitern, daran, dass wir in unserem Erfolg auf einen anderen angewiesen sind.

Vielleicht sind diese Fragen schon viel zu weit gegangen und wir alle haben nicht so viel mitzubestimmen an der Zukunft. Aber stellt diese Frage, meine lieben Christinnen und Christen, stellt sie denen, die bauen, stellt sie denen, die Verantwortung haben, und fragt sie: „Was baut ihr, warum baut ihr so, was für eine Vorstellung leitet euch?“ An welchem Heimatgefühl baut ihr? Wer gehört hier künftig dazu?

Ich darf Sie an dieser Stelle darauf hinweisen, dass die Stadtentwicklung in zwei Wochen genauso eine Debatte lanciert, auf dem Internet, eine Stadtdebatte mit fünf Fragen:

- Wie soll sich Zürich baulich verändern?
- Wo liegen Zürichs Grenzen?
- Wie wollen wir zusammen leben?
- Wie leben wir mit 2'000 Watt?
- Wie bewegen wir uns in der Stadt?

Das sind die fünf Fragen, wo Sie mitdiskutieren können. Vielleicht nehmen Sie sich ja ein Herz und bringen die Fragen, die Nehemia uns aufgibt, mit hinein in diese Debatte und machen mit und fragen: „Welches Heimatgefühl wird hier gebaut? Wo komme ich, wo kommen unsere Kinder vor, und wo können sie heimisch werden?“ Bis wohin geht das „Gemeinschaftsprojekt Stadt Zürich“ und wer gehört noch dazu?

Wenn wir das aufnehmen, dann haben wir Nehemia nicht als Waffe verwendet, sondern als einen, der für das Leben in dieser Stadt ganz Wichtiges entdeckt hat.

Amen.